

7 — 1902

Illustriertes Sonntagsblatt zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

## Das japanische Schränkchen.

Von M. Carruthers. Deutsch bearbeitet von Fr. B. Reich.

(Fortsetzung.)

Isa drückte ihrem Bräutigam dankbar die Hand. Nachdem dieser sich wieder entfernt hatte, wurde in der Familie die Frage erörtert, wie man Eduard Dennyson von den Geschehnissen benachrichtigen solle. Der junge Mann schrieb täglich die glühendsten Liebesbriefe, und in seinem letzten drohte er, Isabella persönlich holen zu wollen, falls sie ihm nicht sofort Tag und Stunde ihrer Ankunft in London mitteile.

Dieser Brief entfachte begreiflicherweise im Herzen Isas einen Sturm und zeigte ihr, wie unendlich sie Eduard liebe, welches übermenschliche Opfer sie ihrem Vater zu bringen bereit war. In ihrem Entschluß aber wurde sie keinen Augenblick wankend. Eduard mußte sich in das Unvermeidliche fügen, wie sie selbst, aber er mußte auch alle Umstände erfahren, die sie gezwungen, ihm zu entsagen. Aber auf welche Weise sollte das geschehen? Die fatale Geschichte dem Papier anzuvertrauen, war zu gefährlich, denn dadurch konnte nicht nur Feldau, sondern auch Graf Pohitonoff und Dr. Koskavitsch ins Unglück gestürzt werden. Die Geschichte mußte ihm mündlich erzählt werden! Weder Isabella noch auch ihr Vater fühlten die Kraft, eine solche Mission zu übernehmen, und Lisa, die kleine energielose Person, wäre lieber gestorben, ehe sie es über sich gebracht hätte, Eduard einen solchen Schmerz zuzufügen. Es blieb also wieder nur die mutige, selbstlose Nelly übrig.

„Ach, das geht doch nicht!“ rief Lisa unter Thränen. „Ein junges Mädchen kann nicht allein nach England reisen!“

„Und wo bliebe ich?“ meldete sich Walter. „Ihr scheint ganz zu vergessen, daß auch ich jemand bin und das Recht und die Pflicht habe, mein Schwesterchen zu beschützen.“

„Bravo, Walter! So gefällst Du mir. Ich schlage Dich hiermit feierlichst zu meinem Ritter und Reisemarschall! Was wird aus euch hilflosen Leuten werden, während ich fort bin? Ihr werdet ja verhungern, ehe ich zurückkomme.“

„Das beste wird sein,“ schlug Gundaccar vor, „wir übersiedeln sofort in ein Hotel, bleiben bis nach Isabellas Hochzeit dort und gehen dann nach Deutschland zurück.“



Erzherzog Rainer von Oesterreich und seine Gemahlin Erzherzogin Maria Karolina. (Mit Text.)

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Feldau begab sich sofort in die Portiersloge, um zu kündigen.

„Wir haben die Absicht, in der nächsten Zeit in unsere Heimat zurückzukehren, deshalb will ich meinen Hausstand hier auflösen und, bis es mir gelungen, die Möbel zu verkaufen, in ein Hotel ziehen. Ich werde selbstverständlich die Miete bis Oktober bezahlen, aber wir verlassen schon heute die Wohnung.“

Der höchlich erstaunte Portier fragte, ob der Herr Baron die Möbel nicht seinem Schwager, der ein Trödler in der Rue de Rennes sei, verkaufen wolle.

„Ihr Schwager soll den Vorzug haben, mein Lieber.“

Nachdem die Wohnungsangelegenheit erledigt war, ging er in die Bank von Frankreich und ließ sich eine ziemlich große Summe auszahlen, mit der er alle seine Schulden beglich und noch genügend übrig behielt, um mit seiner Familie eine Zeitlang behaglich im Hotel leben zu können.

Welch ein Hochgenuß, dachte er, wieder einmal solvent zu sein und sich nicht mit kleinlichen Geldsorgen abgeben zu müssen.

„Der Baron muß eine große Erbschaft gemacht haben,“ erzählte der Portier seinem Freunde, dem Schuhmacher an der Ecke. „Er hat alle seine Schulden bezahlt, und die waren nicht gering, das kannst Du mir glauben. Beim Abschied hat er mir eine gute Fünfzigfrancsnote in die Hand gedrückt. Ein prächtiger Mensch.“

Mit dem Nachtzug reisten Nelly und Walter nach London. Isabella, die sie zur Bahn begleitete, schärfte der Schwester ein, sie möge trachten, zuerst mit Alice zu sprechen und diese veranlassen, Eduard das Furchtbare so schonend als möglich beizubringen.

Nelly war sich bewußt, eine schwere Mission übernommen zu haben, aber sie entledigte sich derselben mit dem ihr angeborenen Taktgefühl und



Der neue Rheinhafen bei Karlsruhe: Ankunft eines Kohlenschiffes. (Mit Text.)

Scharfsinn. Sie bekam Eduard nicht zu Gesicht. Er befand sich schon seit längerer Zeit auf seiner eigenen Besitzung, um diese für den Einzug Isas würdig herrichten zu lassen. Die nervöse Alice bekam wieder einen Weinkrampf, aber sie mußte zugeben, daß die Isa nicht gut anders handeln konnte und daß es ihre Pflicht war, den Vater vor Schmach und Tod zu retten. —

Graf Pohitonoff sprach selbstverständlich täglich im „Hotel Continental", wohin die Feldaus bis auf weiteres übergesiedelt waren, vor. Er quälte seine Braut nicht mit Liebesbezeugungen, bezwang seine eigenen leidenschaftliche Gefühle und verstand es doch, durch jeden Blick und jede Bewegung sie seinen wahren Seelenzustand erraten zu lassen. Feldau war schon nach wenigen Tagen ganz begeistert von seinem Schwiegersohn und begriff gar nicht, wie Isa ihn hatte ausschlagen können.

Von Wladimirs Großmama erhielt Isa einen zärtlichen, dankerfüllten Brief:

„Dank, tausend Dank, geliebtes Kind!" schrieb sie unter anderem. „Du weißt gar nicht, wie sehr Du mein Herz erfreut hast. Ich werde es Dir nie vergessen, daß Du meinen angebeteten Enkel doch erhört hast! Ich komme nächste Woche nach Paris, um Dir in der Wahl Deiner Aussteuer behilflich zu sein. Du mußt mir schon gestatten, mein Engel, Dir dieselbe zum Geschenk zu machen. Welche Freude! Die Braut meines geliebten Wladimir soll eine königliche Ausstattung bekommen. Mein alter Kopf schwirrt vor Glück!"

Nach diesem Briefe mußte man doch schließen, daß die alte Gräfin ihren Enkel förmlich anbete. In Wirklichkeit war ihr seine Person ganz gleichgültig, sie liebte in ihm nur den Erben eines ungeheuren Vermögens und den Namen, den er führte. Wie hätte sie für Wladimir besonders zärtliche Gefühle hegen können? Hatte sie ihn doch nur als kleines Kind gekannt und ihn erst dann wiedergesehen, als er vor ungefähr anderthalb Jahren auf ihren Befehl aus Sibirien nach der Bretagne gekommen war! Graf Feodor Pohitonoff, sein Vater, hatte eine hohe Stellung in Tobolsk bekleidet, wohin er versetzt worden war, als Wladimir vier Jahre zählte. Die Großeltern hatten zumeist in St. Petersburg gelebt, waren aber, wenige Jahre nach der Versetzung ihres einzigen Sohnes nach Sibirien, nach Paris übersiedelt, wo sie sich ankauften. Der alte Graf Ladislaus war vor zwei Jahren gestorben. Sein Sohn Feodor überlebte ihn nicht lange; er wurde in einem Aufstand getötet. Gräfin Feodor, seit längerer Zeit herzleidend, starb vor Schreck, als sie dies hörte.

Wladimir, nunmehr der letzte seines Stammes, machte sich auf Befehl der Großmutter, in Begleitung seines Leibarztes und eines verwaisten Vetters, seines steten Begleiters, auf den Weg nach Frankreich. Auf der Reise durch Sibirien erkrankten beide jungen Männer an den Blattern; Wladimir wurde gerettet, sein Vetter erlag der tückischen Krankheit und wurde in einem kleinen sibirischen Nest begraben.

Die Gräfin Ladislaus hielt ihr Versprechen. Sie kam an dem von ihr festgesetzten Tage nach Paris und stieg in der Rue Saint Dominique ab, wohin Wladimir bereits übersiedelt war, um persönlich die Aenderungen zu leiten, die im Palais Pohitonoff zu Ehren des Einzugs der neuen Herrin vorgenommen werden sollten. Schon am nächsten Tage besuchte Isabella in Begleitung ihrer Eltern die alte Gräfin, die diesen Besuch im Hotel „Continental" erwiderte. Es entstand ein reger Verkehr zwischen den Damen. Isabella wurde von der alten Gräfin mit Geschenken und Zärtlichkeiten überschüttet, und sie hätte sich leichter in ihr Los gefügt, wenn sie nicht beständig von der Furcht gequält worden wäre, Eduard plötzlich auftauchen zu sehen. Tagsüber vermochte sie sich noch zu beherrschen — aber die Nächte, die bitteren, schlaflosen Nächte! Und wenn sie erst gewußt hätte, daß ihn infolge ihrer Absage ein heftiges Nervenfieber aufs Krankenlager geworfen! Wochenlang umschwebte ihn der Todesengel, und als die Krankheit wich, rieten die Aerzte dem Rekonvalescenten dringend eine mehrmonatliche Seereise an, die er denn auch unternahm.

Noch etwas beunruhigte die von allen Seiten verhätschelte Braut. Doktor Koskavitsch, der Leibarzt Wladimirs, war ihr im höchsten Grade unsympathisch, und sie fürchtete, daß sie gezwungen sein werde, ihn stets in ihrer Nähe dulden zu müssen. Als sie eines Tages mit Gräfin Ladislaus allein ausging, faßte sie sich ein Herz, danach zu fragen. Großmama schien sehr verlegen und antwortete, daß Koskavitsch Wladimir seit seiner Kindheit behandle. Er habe ein sehr gutes Mittel gegen eine nervöse Krankheit erfunden, mit welcher der Graf behaftet sei, und es wäre undankbar, ihn zu verabschieden. Uebrigens bedürfe er auch jetzt noch häufig seiner Dienste.

„Du wirst Dich wohl erinnern, mein Kind, daß Wladimir auch während Deines Aufenthaltes in der Bretagne oft gezwungen war, mehrere Tage hintereinander das Zimmer zu hüten. Er leidet noch immer an der nervösen Krankheit, die er von seiner Mutter geerbt, und in solchen Zeiten kann er Koskavitsch nicht entbehren. Du wirst Deinen Gatten wegen einer kleinen Laune nicht einer Gefahr aussetzen wollen, nicht wahr?"

„Mein Gott, es giebt doch auch in Paris tüchtige Aerzte," wagte Isa schüchtern einzuwenden.

„Das wohl; aber Dein Bräutigam hat eine krankhafte Scheu, sich einem andern Arzt anzuvertrauen. Er schämt sich seines Gebrechens."

„Dann wird also Koskavitsch weiter mit . . . mit uns leben?" Es fiel ihr so schwer, den Plural zu gebrauchen.

„Darein wirst Du Dich wohl fügen müssen, aber fürchte nicht, daß er euch stören wird. Ich werde ihm schon zu verstehen geben, daß er euch nur dann aufsuche, wenn er gerufen wird."

Kurz nach dieser vertraulichen Unterredung, die Isabella viel zu denken gab, fand ihre Hochzeit statt, die mit großem Pomp gefeiert wurde. Ganz Paris sprach noch drei Tage lang davon. Das Brautpaar reiste sofort nach der Trauung nach Italien ab.

Einige Tage später verließ die Familie Feldau Paris und begab sich zunächst nach Berlin, wo Walter seine Studien beendigen sollte.

„Wenn wir den Jungen erst hier ordentlich untergebracht haben, wollen wir uns in Thüringen ein stilles Nestchen aussuchen und dort nach all den Aufregungen ein beschauliches Leben führen, Du, ich und unser Lachtäubchen," sagte Feldau eines Tages seiner Lisa, die ihn glückselig anlächelte und mit dem Plan sehr zufrieden war.

## 11. Pohitonoffs „nervöse Anfälle".

Isabella und Wladimir waren aus Italien zurückgekehrt und wohnten in der Rue Saint-Dominique; Gräfin Ladislaus hatte sich wieder auf ihr Schloß in der Bretagne zurückgezogen, um, wie sie sagte, das junge Glück ihrer Lieblinge nicht zu stören.

Hatte sich seine Prophezeiung so rasch erfüllt? War es seiner stillen, sanften Werbung gelungen, ihr Herz zu rühren? Drei Monate waren sie nun vereint. Pohitonoff hatte es verstanden, jeden Wunsch seiner Frau vorauszuahnen; seine Zärtlichkeit, seine unermüdliche Hingebung und sein rücksichtsvolles, gewinnendes Wesen, sein sensitives poetisches Empfinden hatten nicht verfehlt, auf die warmherzige Isa Eindruck zu machen. Sie empfand herzliches Mitleid mit dem kränklichen Gatten, und dessen Mitleid verwandelte sich allmählich in Zuneigung. Sie hätte ja kein Weib sein müssen, um soviel Zärtlichkeit, Liebe und stille Huldigung gefühllos hinzunehmen! Freilich empfand sie für Wladimir nicht das beseligende, warme Gefühl, das sie Eduard entgegengebracht, aber es war nichtsdestoweniger echt und wahr. Wenn ihre Zuneigung für den Gatten hauptsächlich aus Mitleid zusammengesetzt schien, so war seine Leidenschaft für sie mit inniger Dankbarkeit gemengt. Hatte sie nicht seinen glühendsten Wunsch erfüllt und war sein Weib geworden? Niemals konnte er ihr das genügend lohnen!

Nun war es ihm sogar gelungen, sich ihre Zuneigung zu gewinnen, und doch sah Isabella nie ein Lächeln auf seinen Lippen, seine schönen Augen blickten stets schwermütig in die Welt, eine tiefe Melancholie schien ihn zu beherrschen. Isa schrieb das seinem leidenden Zustande zu. Bereits zweimal seit ihrer Vereinigung hatte er sich in seine Gemächer eingeschlossen, und Doktor Koskavitsch hatte strengstens verboten, ihn zu stören. Als er dann wieder im gemeinschaftlichen Salon erschien, gewahrte Isa zu ihrem Entsetzen, welche Verwüstungen die Krankheit in seinen Zügen angerichtet, und ihr Herz fühlte sich mehr denn früher zu ihm hingezogen. Das letzte Mal hatte sie zärtlich ihre Arme um seinen Hals geschlungen und ihn gebeten, einen der berühmten Professoren zu Rate zu ziehen.

„Ich danke Dir tausendmal für Deine Anteilnahme, Geliebte; Koskavitsch kennt mich seit meiner frühesten Jugend, und ich habe volles Vertrauen zu ihm. In zwei, drei Tagen bin ich wieder ganz wohl," aber plötzlich sank er vor ihr auf das Knie, verbarg seinen Kopf in ihrem Schoß und murmelte: „O, Isa, Isa, ich verdiene solches Glück nicht! Manchmal packt mich die Angst, und ich kann den Gedanken nicht los werden, daß Du Dich nur aus Mitleid zwingst, mit mir armem Krüppel zu leben. Verlaß mich nicht, Du mein Schutzengel, denn dann bin ich verloren!"

„Sprich nicht so, Wladimir, ich mag solche Zweifel nie wieder hören," beruhigte sie ihn sanft und strich ihm dabei liebkosend über das lockige Haupt.

„Du liebst mich also wirklich?" rief er aufspringend und blickte mit dem Ausdruck grenzenloser Verwunderung und Liebe in ihr schönes Antlitz.

„Muß ich Dir denn nicht gut sein, Du thörichter Mann? Du verdirbst und verwöhnst mich zu sehr," fügte sie lächelnd hinzu.

Kurz darauf schrieb Isa ihren in Eisenach lebenden Eltern, mit welchen sie in lebhafter Korrespondenz stand, sie möchten ihr Nelly zu einem längeren Aufenthalt nach Paris schicken. Am Neujahrstage traf diese auch im Palais Pohitonoff ein. Das heitere Ding brachte ein bißchen Leben in das Haus. Sie verstand es, sowohl Isa als auch den Grafen mit ihren lustigen Ein-

fällen zu erheitern und sich auf allen Seiten nützlich zu machen. Jeden Morgen ritt sie in Begleitung des Grafen in das Bois, nachmittags fuhren alle drei zu Wagen hinaus.

„Mein lieber Junge," schrieb sie an Walter. „Du würdest mich gar nicht wieder erkennen. Aus dem einfachen Hausmütterchen ist eine Weltdame geworden. Meine Gemächer — ich bewohne ein elegantes, himmelblaues Boudoir und ein herziges Schlafzimmer — stoßen an diejenigen Isas, und wir stecken fast den ganzen Tag zusammen. Statt selbst nach dem Essen sehen zu müssen, werde ich bei Tisch von livrierten Dienern bedient, die mir großen Respekt einflößen. Was wohl Jean, der sich in seinem hochroten Sammetrock wie ein Automat bewegt, sagen würde, wenn er wüßte, daß das „gnädige Fräulein" noch vor nicht langer Zeit eigenhändig Kartoffeln schälte und die Zimmer bürstete? Gar oft muß ich mir das Lachen verbeißen, wenn mir solche Gedanken kommen. Du würdest staunen, wie leicht ich mich in die Lage füge; mir ist, als ob ich das Leben im „Olymp" nur geträumt hätte. ...

„Wladimir gefällt mir von Tag zu Tag besser. Wenn Du nur sehen könntest, wie zart und liebevoll er mit Isa umgeht! Er ist der hingebendste Gatte, den ich kennen gelernt, und ich glaube, daß Isa sich mit ihrem Los ausgesöhnt hat. Wenn erst ein kleiner Stammhalter da ist, wird sie ganz glücklich sein und Papa auch. Auf Wiedersehen in Eisenach, wohin ich Ende Juni zurückkehre!"

Nelly blieb bis nach der Geburt des Stammhalters der Pohitonoff, welche anfangs Juni erfolgte, in Paris. Die Freude der alten Gräfin, die es sich nicht nehmen ließ, bei dem großen Ereignis zugegen zu sein, war grenzenlos. Ihre Furcht, daß der Name und der ungeheure Besitz der Pohitonoff auf die von ihr verabscheute Seitenlinie übergehen könnte, war nun beseitigt, und sie konnte ihrer Dankbarkeit für Isa gar nicht genug Worte verleihen. Sie überschüttete die junge Frau und den winzigen Großenkel förmlich mit kostbaren Geschenken, und auch Nelly, die es sich nicht nehmen ließ, das Kind ihrer Schwester zu pflegen, wurde reichlich bedacht. Das Kleine erhielt den Namen Feodor Alexander Gundaccar und wurde von seinem Vater förmlich vergöttert. Stundenlang konnte Wladimir an der Wiege des Säuglings sitzen und sich in den Anblick desselben vertiefen. Jeden Tag entdeckte er neue Vorzüge und Schönheiten an dem winzigen Geschöpf, und er wurde nicht müde, Isa darauf aufmerksam zu machen. Die große Freude schien günstig auf seine Gesundheit zu wirken, denn sechs Monate waren bereits seit dem letzten Anfall verflossen. Und doch hatte Isa schon wiederholt bemerkt, daß sich seine Züge wie unter einem furchtbaren Schmerz verzogen. Einmal, sie standen gerade an der Wiege des Kindes, bemerkte sie es wieder und fragte besorgt, ob er sich nicht wohl fühle.

„O, es hat nichts zu bedeuten, mein Liebling. Es ist nur ein kleiner Krampf, der gleich wieder vorübergeht."

„Wo fühlst Du den Schmerz?"

„Im Herzen. Mir ist, als ob man mir ein Messer durchstechen würde, aber Koskavitsch sagt, daß es nichts zu bedeuten hat."

„Wenn Du doch nur einen Professor konsultieren wolltest."

Er schüttelte energisch den Kopf.

Noch an demselben Abend — sie erwartete ihn wie gewöhnlich vor dem Diner im Salon — brachte ihr ein Diener ein Briefchen vom Doktor, der ihr mitteilte, daß der Graf unwohl sei und zum Speisen nicht erscheinen könne.

Isabella war sehr beunruhigt. Sollte sich wieder ein Anfall eingestellt haben? Sie vermochte kaum einen Bissen hinunterzuwürgen und begab sich sofort nach dem Diner in die Gemächer ihres Gatten. Es war das erste Mal, daß sie diesen Schritt wagte, und sie that ihn mit dem festen Entschluß, sich den Eintritt, wenn nötig, zu erzwingen. Sie klingelte, und der Doktor selbst öffnete ihr das Vorzimmer, sah sie aber verwirrt und erstaunt an, als er sie erkannte.

„Ich bin gekommen, um meinen Gatten zu sehen und zu pflegen, wie es meine Pflicht ist," sagte sie mit fester Stimme und machte ein paar Schritte vorwärts.

„Das ist unmöglich, Frau Gräfin!" entgegnete der Doktor, sich resolut vor der Salonthür aufpflanzend und ihr so den Eintritt verwehrend.

„Sie schrieben mir, daß der Graf leidend sei. Ich bin sein Weib und habe das Recht und die Pflicht, ihn zu pflegen. Machen Sie den Weg frei, damit ich eintreten kann," bestand Isabella.

„Ich wiederhole Ihnen noch einmal, Frau Gräfin, daß ich es als Arzt nicht gestatten darf. Ihr Anblick würde den Patienten aufregen und sein Leiden verschlimmern."

„Mein Herr, Sie überschreiten Ihre Befugnisse! Ich befehle Ihnen, den Eingang freizugeben," rief Isa entrüstet.

„Wohlan denn, treten Sie ein — auf Ihre Gefahr, Frau Gräfin, Sie werden es bereuen!" schrie der Arzt wutschnaubend und trat zurück.

In diesem Augenblick fiel in dem anstoßenden Zimmer jemand oder etwas schwer zu Boden, ein tiefes Stöhnen folgte. Der Doktor stieß einen Fluch aus und stürzte hinein; Isa, kaum ihrer Sinne mächtig, ihm nach. Doch blieb sie wie gelähmt auf der Schwelle stehen. Ihr Gatte lag in heftigen Krämpfen auf dem Teppich vor seinem Bette. Seine Augen rollten wild, Blut und Schaum trat auf seine Lippen und die Hände ballten sich krampfhaft. Er bot einen furchtbaren Anblick, und Isa entfloh mit einem gellenden Aufschrei. Das also waren seine nervösen Unfälle! Wladimir litt an der unheilbarsten aller Krankheiten — der Epilepsie!

Diese schmerzliche Entdeckung warf einen Schatten auf Isas künftiges Eheglück. So oft sie sich nachher mit Wladimir allein befand, konnte sie die Angst nicht los werden, daß er plötzlich von einem Anfall heimgesucht werden könnte. Ebenso unglücklich fühlte sie sich, wenn sie an der Wiege ihres Kindes stand? Wie, wenn dieses die furchtbare Krankheit von seinem Vater erbte!

Wladimir bemühte sich, sie zu beruhigen und zu trösten. Aus Mitleid mit ihm, der anfangs ganz fassungslos und unglücklich war, weil sie hinter sein Geheimnis gekommen, that sie, als ob sie seinen Worten Glauben schenkte. Der Wurm des Zweifels nagte aber an ihrem Herzen und raubte ihr die Ruhe, trotzdem die Anfälle bei Wladimir immer seltener wiederkehrten und Koskavitsch die Hoffnung aussprach, daß sie mit der Zeit gänzlich ausbleiben würden.

Isabella und der Doktor tauschten gegenseitig Entschuldigungen aus und verkehrten äußerlich friedlich — innerhalb haßten sie einander.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Griechische Treue.

*Historische Novellette von* Karl Cassau. (Nachdruck verb.)

Unsere Geschichte spielte im Jahre 1824. — Drei Jahre früher hatte die Empörung der Griechen gegen die türkische Gewaltherrschaft in einem kleinen Distrikte begonnen.

Die Türken unterdrückten diese ersten Ausbrüche des Volksunwillens bei aller Rücksichtslosigkeit blutig und unmenschlich, wodurch das ganze Griechenland zu heller Empörung aufgestachelt ward. — Aber die Türken wurden nun, durch Sultan Mahmud angetrieben, noch rücksichtsloser und begannen, ganz Morea wie Barbaren zu verwüsten, Männer und Frauen, selbst Kinder zu morden und in Griechenland zu hausen, wie sie es dreihundert Jahre früher kaum gethan.

Ein Jahr später legten sich die Großmächte, besonders England, ins Mittel und leisteten den tapferen Griechen Beistand.

Im Jahre 1824 waren die Gräuel schon groß, England wohl bereit zur Hilfe, aber die Politik machte so langsame Schritte, daß viele Griechen unter den Schlachtmessern der Türken indes verbluteten. — Dennoch wehrten sie sich tapfer. Was noch die Waffen führen konnte, kämpfte gegen die türkische Bestialität!

Zu den tapfersten Führern der Griechen zählte auch Giorgios Krapolin, ein kraftvoller Mann, der den verhaßten Türken vielen Schaden zugefügt hatte. Da er aber unter den Führern nicht eben erheblich hervorragte, auch schon 1823 nach dem Süden geflüchtet war, nicht aus Feigheit, sondern mit Rücksicht auf seine Familie, hatten die türkischen Schergen sein Haus in Basiliko bisher verschont gelassen. Jedenfalls nicht aus Humanität, sondern aus Bequemlichkeit, denn Krapolins Wohnsitz lag hoch auf einem Berge, der ringsum mit Weinstauden besetzt war, also daß selbst der am Berge sich hinwindende Weg von Reben bedeckt war, bis man die Plattform mit dem weißen, schimmernden Hause erreicht hatte.

Der türkische Obrist, der die Besatzung des Schlosses in Basiliko befehligte, Dig Omar, ein Renegat, war überhaupt nicht allzu willig, seine früheren Glaubensgenossen zu peinigen, wurde zudem auch von einem albanesischen Spion, dem nächsten Nachbar Krapolins, mit Namen Rhokas, so prompt bedient, daß er genau wußte, Giorgios sei seit Jahr und Tag auswärts. So ließ er denn den Weinberg und Krapolins Familie unbelästigt, soweit seine militärischen Vorschriften dies gestatteten.

Im Hause auf der Weinhöhe, wie man es gewöhnlich bezeichnete, hauste damals Frau Testissa mit ihrem zwölfjährigen Sohne Lysimach und ihrer zehnjährigen Tochter Nausike; ihre lange kränkelnde Tochter Spasia hatte die arme Frau in Abwesenheit des Gatten im fünfzehnten Jahre begraben müssen.

Dimetri Rhokas war der erbittertste Feind der Familie Krapolin. Und warum? Vor fünfzehn Monaten, als Giorgios Krapolin noch im Hause auf der Weinhöhe hauste, hatte Dimetri die schöne Spasia gesehen und sich ein Herz gefaßt, den Nachbar um ihre Hand zu bitten. Dimetri Rhokas war ein schöner Mann und wohlsituiert. Aber als Dimetri Giorgios Krapolin seine Werbung vorbrachte, schüttelte der Grieche den Kopf und sagte:

„Das thut mir leid, Dimetri Rhokas, Spasia kann nicht die Deine werden!"

„Und warum nicht, Giorgios Krapolin?"

„Ich will es Dir sagen, Nachbar! Neulich war ein Freund bei mir, der ein sehr berühmter Arzt ist! Er beobachtete Spasia und sagte mir dann heimlich: ‚Diese Jungfrau, mein Freund, wird nicht fünfzehn Jahre alt werden, denn sie trägt ein unheilbares Brustleiden in sich!' — Denke Dir unsern Schmerz; nie kann Spasia eines Mannes Weib werden, denn das müßte ihr Ende beschleunigen!"

„Und wenn ich ein Grieche wäre?" fragte Rhokas lauernd.

„Auch dann müßte ich nein sagen!" entgegnete Krapolin ernst. „Und dann noch eins: Liebe ist wie ein Bergstrom, der nach langer Regenzeit angeschwollen mit Vehemenz ins Thal bricht und alles mit sich fortreißt! Solche Liebe beseligt! Eine Ehe aber ohne Liebe ist eine öde Wüste!"

„Und wenn ich Deine Tochter so liebte?"

„So fehlte doch ihre Gegenliebe, denn sie ist — ein Kind in ihren Anschauungen! Wir haben sie mit Vorsicht erzogen!"

Dimetri Rhokas knirschte mit den Zähnen, als er unverrichteter Sache ging. Seit dieser Stunde war er Krapolins Feind, und aus Haß ward er obendrein Dig Omars Spion. Er war es, der dem Obristen die Kunde brachte, wie Krapolin Basiliko verlassen.

Als dann Spasia nach den Gebräuchen der griechischen Kirche feierlich beerdigt ward, als Dimetri Rhokas einsehen mußte, daß Giorgios Krapolins Worte auf Wahrheit beruht hatten, mäßigte er doch seinen Haß nicht, sondern sagte:

„Niemals, Giorgios Krapolin, wird Dir Dimetri Rhokas verzeihen, daß Du ihm einen Korb gegeben! Gott sei Dir gnädig, wenn ich Dich ertappe!"

Heute stand der Spion in einem Lorbeergebüsch auf einer Landzunge, die sich ins Meer erstreckt. Die Luft ist hier so durchsichtig, daß Dimetri Rhokas deutlich das Haus auf der Weinhöhe beobachten konnte, wo sich Palmenwipfel im milden Südwinde bewegten. Dann blickte er in den Meerbusen hinein und bemerkte ein Boot, welches schnell dem Ufer zusteuerte. Wie ein Blitz schoß ihm die Erkenntnis ins Gehirn: „Das ist Giorgios Krapolin!



Das neue Fernheizwerk in Dresden. (Mit Text.)

Schon in der Nacht bewegte sich ein Trupp türkischer Soldaten den Nebenweg nach der Weinhöhe hinauf, umstellte Krapolins Haus und holte den Ueberraschten aus dem Bette, um ihn nach dem Schlosse und ins Gefängnis zu schleppen.

Rhokas triumphierte, seine Rache war gelungen! — Im Hause auf der Weinhöhe herrschte Jammer, denn über Krapolin hatte das Kriegsgericht sogleich beschlossen, daß er am dritten Tage mit Pulver und Blei vom Leben zum Tode gebracht werden solle.

Diese Botschaft hatte aber ein Soldat im Namen Dig Omars gebracht mit dem Hinweise, daß es dem Weibe und dem Sohne des Verurteilten frei stehen solle, von jenem Abschied zu nehmen; auch sei es ihm erlaubt worden, sich von einem Diener seiner Kirche zum Tode vorbereiten zu lassen. Die Exekution erfolge am andern Morgen um zehn Uhr.

Welch' ein Jammer! Mitten drin erschien Pater Nepetos, ein Freund der Familie. Er wies auf Gottes Ratschlüsse hin, aber Testissa entgegnete:

„Sehr wohl, Pater, aber Gott verlangt auch, daß wir die Hände nicht müßig in den Schoß legen sollen!"

„Auf was sinnst Du, meine Tochter?"

„Auf Giorgios Befreiung, Pater!"

„Man wird ihn strenge bewachen!"

Hier mischte sich Lysimachos ins Gespräch: „Ist Euch nicht ein Besuch erlaubt worden, Pater?"

„Wie die Mutter sagt, ja!"

„Gut, ich mache statt Eurer diesen Besuch; leiht mir Euer Gebetbuch und Euer Ordenskleid — einen grauen Bart haben wir vom Vater, der ihn auf heimlichen Gängen gebrauchte, noch in der Bodenkammer! — Soll ich Euer Kleid haben?"

„Ja, aber wie gelangt es in meine Hände zurück?"

Die Mutter des Knaben stand da mit weit geöffneten Augen.

„Merkt Ihr nichts, Pater Nepetos? Ich spiele Eure Rolle, der Vater steckt sich in Euer Kleid und geht, flieht, und ich bleibe statt seiner zurück!"

„Und wenn man Dich —"



Der neue Rheinhafen bei Karlsruhe: Die Werfthalle. (Mit Text.)

Die Sehnsucht nach der Heimat hat ihn nicht ruhen lassen! Ich dachte es mir! Giorgios, das ist Dein Tod! Endlich Rache!"

Er verschwand eiligst, beobachtete aber noch von weitem die Weinhöhe, wo Testissa überrascht den Gatten in die Arme schloß.

„Die Türken werden sich schämen, einem Kinde Leid anzuthun, weil es seinem Vater zur Flucht verholfen!"

Testissa amarmte küssend ihren Liebling und sagte: „Ich erwarte den Vater beim alten Fischer Agrippos, wo noch sein Boot liegt!"



Der neue Rheinhafen bei Karlsruhe: Partie vom südlichen Becken mit Schleppdampfer.

Man ließ den angeblichen Pater ohne weiteres zu dem Gefangenen. — Giorgios Krapolin schloß den Sohn in seine Arme, dann begann die Metamorphose, die man schnell vornahm, ehe man überrascht werden könnte: Giorgios verwandelte sich in den Pater, Lysimachos nahm des Vaters Fez und Oberkleid, setzte sich auf den Stuhl und ließ seinen Kopf auf seinen Arm und den Tisch gleiten. Die Wache hörte nur ein Murmeln. Kurz vor neun Uhr trat Pater Nepetos wieder heraus und schritt langsam durch den Korridor.

Einer der Soldaten meinte: „Der Pater scheint während seiner Bekehrung gewachsen zu sein!"

„Unsinn, Ibrahim," meinte sein Kamerad, „mir scheint er vom Kummer gebeugt zu sein!"

Der Gefangenwärter hörte ihren Streit, öffnete die Zelle und sah Giorgios bekannte Gestalt auf dem Stuhle hocken.

„Armer Mann," murmelte er, „Dir scheint die Sonne auch nicht lange mehr!" — — — — —

Der Flüchtling erreichte unterdes sein Boot, nahm hier von seinem Weibe Abschied und flüsterte: „Bald sehen wir uns wieder, in Athen; gieb acht! Küsse Nausike und meinen herrlichen Jungen! Lebe wohl!"

Jubelnd ergriff er die lange Büchse, die Agrippos aufbewahrt hatte, dann stieß das Boot ab und kam glücklich zu dem größeren Schiffe, das in der Nähe kreuzte.

„Richtig, Mutter! Hier nimmst Du auch des Paters Kleid wieder in Empfang! — Bringe dem Vater auch Geld mit und Waffen, Pistolen, Dolche!"

„O, du Goldjunge!"

Nachmittags ging Testissa zu dem Gefangenen, der sich zunächst weigerte, das Opfer seines Sohnes anzunehmen, dann aber, mit allem einverstanden, sein Weib mit Segenswünschen entließ, welches dann weinend zu dem Gefängnisaufseher sagte:

„Um acht Uhr kommt der Pater Nepetos!"

Der Wärter nickte.

Testissa aber ging zu Agrippos, mit dem sie alles verabredete.

Des Alten Augen leuchteten: „Seid versichert, Frau, ich bringe den teuren Herrn glücklich in Sicherheit! — Wie mich das freut, den verhaßten Muselmanen ein Schnippchenschlagen zu können!"

So war denn alles bereit.

Lysimachos war ziemlich groß, hatte bereits eine tiefe Stimme, steckte sich in Pater Nepetos Kleider und Kappe, that den falschen Bart um, machte sich einige schwache, dunkle Striche im Gesicht und nahm des Paters Gang und Sprache an.

Testissa war entzückt und sagte: „Du spielst den Pater Negetos wie ein geschickter Tragöde!"

So ging er, als sich das Abenddunkel herabsenkte, in das Schloß.

Testissa trat, Gebete murmelnd, wieder in ihr Haus, händigte Pater Nepetos sein Gewand und seine Kappe wieder ein und schickte den Alten dann eiligst fort.

Sie selbst glitt am Betpult nieder und flehte zu Gott um ihren Gatten und um Lysimachos.

Groß war die Bestürzung im Schlosse, als die Flucht des Gefangenen ruchbar ward. Dig Omar hörte Lysimachos Krapolin selbst ab und gewann den Knaben wegen seines Mutes, seiner Offenheit heimlich selbst lieb, doch äußerlich mußte er sich barsch



Kartenhäuser. Nach dem Gemälde von A. Hohenberg. (Mit Text.)

stellen. Man beriet seitens der Offiziere lange darüber, ob der Knabe für den Vater leiden solle, bis Dig Omar sein Uebergewicht in die Wagschale warf und sagte:

„Sultan Mahmud führt keinen Krieg mit Kindern! Lysimachos erhalte die Bastonnade und dann lasse man ihn laufen!“

Dem ward zugestimmt.

Dann rief Dig Omar Achmed Bey, den Vorsteher seiner Kawassen, zu sich und fragte: „Ist Dir zu trauen, Achmed?“

Der Kerl sah den Obristen voll an:

„Ich laufe für Dich, Herr, durchs Feuer!“

„Und ich schenke Dir hundert Piaster!“

Achmed Bey neigte sich tief.

„Lysimach Krapolin erhält die Bastonnade, fünfzehn Streiche auf die Fußsohlen! Hast Du Deine Kawassen in guter Zucht?“

„Ich denke, Herr!“

„Gut, mache es geschickt, daß sie viel Geschrei bei der Bastonnade erheben, sich wild gebärden, aber sage ihnen heimlich, wer den Knaben verletzt, soll meine Hand fühlen! Dem Rechte soll nur scheinbar nachgekommen werden!“

Achmed verneigte sich: „Dein Wunsch soll erfüllt werden, Herr!“

„Du darfst mich jedoch nicht bloßstellen!“

„Nein, Herr, ich verhüte das!“

Er ging mit seinen Piastern.

Und wie geschickt sich die Kawassen benahmen! Es schien, als wenn Lysimachos schwer gestraft werde, dann ließ Achmed ihn in das Haus auf der Weinhöhe tragen.

Testissa warf sich weinend über ihr Kind, als aber die Kawassen gegangen, lachte Lysimachos, sprang auf und sagte:

„Dig Omar hat mich beschützt! Es war eine Farce, weiter nichts!“

Da faltete Testissa die Hände: „Gott segne den Edlen!“

Aber der Knabe sagte darauf ernst:

„Doch nun habe ich noch eine ernste Pflicht zu erfüllen!“

„Welche, Kind?“

„Laß mich, Mutter! Was ich zu thun habe, braucht keinen Mitwisser! Unser Feind und Verderber ist — Dimetri Rhokas, der Verräter!“

Er ergriff die lange Büchse, mit der er so sicher schoß wie ein Alter, und ging auf versteckten Wegen im Dämmerscheine zum Hause des Albanesen.

Am nächsten Abend fand man Dimetri mitten durch das Herz geschossen in einem Citronenwäldchen vor Basiliko tot vor. Der Thäter war unbekannt.

Seitdem ging Lysimachos als gereifter Jüngling ernst umher.

Jedoch, es gingen Gerüchte um, welche zur Folge hatten, daß Dig Omar als Kommandant nach Neu-Ereria versetzt ward.

Die Familie Krapolin verschwand zu gleicher Zeit aus dem Hause auf der Weinhöhe.

Eines Tages ritt Obrist Dig Omar vor Neu-Ereria spazieren.

Plötzlich steht ein bewaffneter Griechenjüngling vor ihm.

„Kennst Du mich, Herr?“

Der Obrist sann nach: „Ja, Lysimachos Krapolin!“

„Ja, Herr! Leben um Leben! Reite einen anderen Weg! Fanatiker lauern Dir auf!“

So ward Dig Omar gerettet; er ging bald darauf als Pascha nach Syrien.

---

# Kriegserlebnisse einer edlen deutschen Frau jenseits des Oceans.

Nach Tagebuchblättern und Briefen von B. Emil König.

(Schluß.)

Unter strömendem Regen ging der Rückzug rastlos fort. Endlich erreichte man Saratoga. Noch war Hoffnung vorhanden, den Amerikanern zu entgehen; allein Bourgoyn, der britische Oberbefehlshaber, war ein Zauderer und konnte zur rechten Stunde keinen Entschluß fassen. Alles Drängen des Generals der Braunschweiger, den Rückzug zu beschleunigen, war vergeblich, und so ging der letzte günstige Moment verloren. Die Amerikaner gewannen einen erheblichen Vorsprung und verhinderten die Europäer am Uebergang über den Hudson, und damit war die letzte Hoffnung auf Rettung vernichtet.

Frau von Riedesel erzählt darüber wörtlich:

„Am 10. Oktober um 2 Uhr nachmittags hörte man wieder Kanonendonner und Musketenfeuer. Alles geriet in Bewegung. Mein Mann ließ mir sagen, ich möchte unverzüglich nach einem nicht eben weit entfernten Hause eilen. Ich setzte mich mit den Kindern in eine Kalesche und war eben im Begriff, das Haus zu erreichen, als ich am gegenseitigen Ufer einige amerikanische Schützen erblickte, die nach uns zielten. Fast unwillkürlich warf ich die Kinder auf den Boden des Wagens und mich über sie her. In demselben Augenblicke pfiffen die Kugeln schon durch den Wagen und zerschmetterten einem armen, bereits verwundeten Briten den Arm. Wir flüchteten uns in das Haus. Sogleich begann die furchtbare Kanonade. Die Kugeln waren besonders gegen das Haus, unseren Schlupfwinkel, gerichtet; denn der Feind vermutete, die ganze Generalität sei darinnen. Ach, es waren aber nur Verwundete und Frauen! Wir retteten uns in einen Keller. Meine Kinder lagen auf der Erde, die Köpfe in meinem Schoß verborgen. So blieben wir die ganze Nacht. Ein unerträglicher Geruch trieb uns am andern Morgen aus dem Keller ins Freie. Aber schon donnerten die Kanonen von neuem. Alles floh wieder die Treppe hinunter. Elf Kanonenkugeln sausten durch das Haus; wir hörten sie ganz deutlich über uns hinwegrollen. Ich war mehr tot als lebendig, doch nicht sowohl über unsere eigene Gefahr, als über die, in welcher mein lieber Mann schwebte. Er ließ jedoch oft nach uns fragen und mir melden, daß er wohlauf wäre. Am folgenden Morgen kam er selbst und sprach uns Mut ein. Er ließ uns eins seiner Pferde gesattelt zurück, damit ich im Notfall mich hinauf schwingen könnte. Drei englische, nur leicht verwundete Offiziere versprachen mir, daß jeder eines meiner Kinder zu sich aufs Pferd nehmen wolle, wenn etwa ein schleuniger Rückzug noch möglich würde. So kam der dritte Tag heran. Von allen hierher geflüchteten Frauen war ich die einzige, welche noch kein Unglück betroffen hatte. Deshalb sagte ich voller Angst oft zu mir: „Solltest Du denn die einzige Glückliche sein und bleiben?“ — Ach! und mein Mann war ja Tag und Nacht der Gefahr so sehr ausgesetzt, kam keine Nacht ins Zelt, lag draußen am Wachtfeuer in feuchtkalter Nachtluft auf nasser Erde. Ich suchte mich dadurch zu zerstreuen, daß ich für die Verwundeten sorgte und meine Nahrungsmittel mit ihnen teilte. — Einen Major, dem eine Kugel beide Wangen durchbohrt, dessen Zunge verletzt und seine Zähne zerschmettert hatte, erhielt ich durch Rheinwein, dessen Säure die Wunden reinigte. Täglich ein- oder zweimal besuchte mich mein Mann mit großer Gefahr seines Lebens. Sechs Tage blieben wir in dieser schrecklichen Lage. Endlich sprach man von Kapitulation. Der Rückzug war gänzlich abgeschnitten. Was sollten unsere Viertausend gegen zwanzigtausend Amerikaner noch ausrichten? — Dann schuf ein Waffenstillstand vorerst Ruhe; darnach streckten am 17. Oktober die Unsrigen vor dem amerikanischen Feldherrn Gates die Waffen und ergaben sich zu Kriegsgefangenen.“

Die Generalin wurde mit ihren Kindern in das Zelt des Siegers geführt. Ein anderer General, Namens Skuzler, hob die Kinder aus dem Wagen, herzte und küßte sie, half der Mutter aussteigen und nahm die kleine Familie zunächst in sein Haus auf. Von hier führte man die Gefangenen vorerst nach Boston und von da nach Cambridge. Als jedoch der Winter herannahte, kam Befehl zu ihrer Ueberführung nach Virginien. — Da entschloß sich die Generalin zu einer, einer edlen deutschen Frau würdigen That. Sie nähte die Fahnentücher der deutschen Regimenter, welche sie gerettet hatte, in eine Matratze und entführte sie glücklich. Ehe indes der Marsch nach Virginien angetreten wurde, geriet die heldenmütige Frau in neue, schwere Bedrängnis. Ihr Gemahl, von den erduldeten Strapazen erschöpft, und von Kummer niedergebeugt, kränkelte. Aber mit hingebender Liebe und Treue pflegte sie seiner und richtete ihn wieder auf. Im Gefühle der Dankbarkeit gegen die Vorsehung schrieb sie in ihr Tagebuch:

„Ich danke Gott nun um so mehr, daß er mir den Mut gegeben, meinem Manne zu folgen. Der Gram, gefangen zu sein, die unangenehme Lage der Truppen, der Mangel an Nachrichten aus dem Vaterlande — alles dieses schlug ihn nieder. Wie viel mehr noch hätte er gelitten, wenn er nun niemand gehabt, der ihn aufgerichtet hätte, wenn er nun niemand gehabt, der ihn aufgeheitert hätte, wenn er unter diesen traurigen Umständen vielleicht monatelang ohne Kunde auch von uns hätte sein müssen! Wie froh bin ich noch jetzt, wenn ich mich in jene, nun überstandenen Zeiten hineindenke, daß ich allen denen widersprach, welche mich verhindern wollten, meine Pflicht zu erfüllen, und der Neigung, die mir meine zärtliche Liebe einflößte, zu folgen, sowie, daß ich alle seine Leiden und seinen Kummer getreulich geteilt habe!“

So war unter der Gattin aufopfernder Pflege das Leben des Generals glücklich erhalten worden; aber neue Leiden und Beschwerden waren der vielgeprüften Familie noch in Amerika aufgespart. Die Reise nach dem fernen Virginien ging durch pfad- und endlose Einöden, und da, wo man ein Obdach fand, stieß man auf eine gegen die Gefangenen erbitterte Bevölkerung.

Unter anderem berichtete unsere Heldin darüber:

„Eines Abends langten wir ganz verhungert in einem hübschen Orte an. Ich bat die Hausfrau, mir etwas Lebensmittel zu überlassen. — „Ich habe,“ erwiderte sie, „vielerlei. Da ist Rindfleisch, Kalbfleisch, Hammelfleisch!“ — „Geben Sie her!“ sagte ich — „ich will es gut bezahlen!“ — Aber die Amerikanerin schlug mir ein Schnippchen unter die Nase und schrie: „Nichts sollt ihr haben! Warum seid ihr aus eurem Lande hierhergekommen, uns tot zu schlagen und unser Hab und Gut zu verderben? Nun ihr aber gefangen seid, ist die Reihe an uns, euch zu quälen.“ — „Seht doch —“ antwortete ich — „diese armen Kinder hier an! Sie kommen um vor Hunger!“ — Noch immer blieb die Frau unerbittlich. Als nun aber mein dritthalbjähriges Töchterchen Karoline herankam, sie bei der Hand ergriff und flehentlich sagte: „Gute Frau, ich bin sehr hungrig!“ konnte sie doch nicht länger widerstehen, nahm das Kind mit sich in die Stube und gab ihm ein Ei. — „Nein!“ seufzte die gute Kleine — „ich habe draußen noch zwei Schwestern!“ — Da endlich wurde das harte Herz erweicht. Sie gab der Kleinen drei Eier und rief dabei: „Ich ärgere mich über mich selbst. Ich kann aber dem Kinde nicht widerstehen!“ — Auch gegen uns wurde sie nun sanfter, schenkte uns Brot und Milch und einen ganzen Korb voll Kartoffeln.“

Unter unsäglichen Mühsalen setzten sie nun bald zu Wasser, bald zu Lande, durch Wälder und Sümpfe ihre beschwerliche Fahrt fort, und nur selten fanden sie eine freundliche Bewirtung. Als sie die Wildnisse der „Blauen Berge“ erreichten, waren ihre sämtlichen Nahrungsmittel aufgezehrt. Vergebens bot der General einer Frau zwei Goldstücke für zwei Hände voll türkischen Weizen. — „Nicht für hundert würde ich euch eine Handvoll geben!“ schrie ihn die fanatische Amerikanerin an und fügte haßerfüllt hinzu: „Und wenn ihr hündischen Royalisten alle Hungers sterben müßtet, so wäre es desto besser!“ — Mit ihren abgetriebenen Pferden, von nagendem Hunger gequält, mußten sie ihre beschwerliche Reise fortsetzen. Der General schreibt darüber:

„Meine drei Kinder waren ganz blaß und auf das äußerste erschöpft vor Hunger, und ich war hier zum ersten Male selbst ganz mutlos. Endlich suchte Hauptmann Edmunsone bei der ganzen Gesellschaft nach einem Bissen, und erhielt schließlich von einem Fuhrmann bei dem Gepäck ein Stück altes, trockenes Brot von etwa einem halben Pfund, das rund umher schon abgenagt war. Als er mit diesem Schatze herbeieilte, leuchtete den Kindern die

Freude aus den Augen. Ich wollte Karolinen, der Jüngsten, das erste Stückchen geben. — „Nein!“ sagte das gute Kind, „meine armen Schwestern sind noch hungriger als ich!“ — Aber Auguste und Fritzchen wollten auch nichts annehmen, sondern alles der kleinen Schwester überlassen. Ich teilte also das Stück und beredete alle drei, davon zu essen. Die Thränen rollten mir dabei über die Wangen, und der gute Edmunstone war so gerührt, daß er es nicht länger mit ansehen konnte.“

Endlich, Mitte Februar 1779, kamen die Gefangenen in Virginien an, nachdem sie in zwölf Wochen eine Strecke von 678 englischen Meilen unter Hunger und Trübsal durchwandert waren. Aber kaum angekommen, erwartete die wackere Frau eine abermalige harte Prüfung. Ihr Gemahl wurde von einem Hitzschlag getroffen. Nur mit der größten Mühe gelang es, ihn am Leben zu erhalten, aber selbst bei der aufopferndsten Pflege seiner bewährten Lebens- und Leidensgefährtin erholte er sich bloß sehr langsam wieder, zumal unter den Gefangenen noch immer großer Mangel an guten, kräftigen Lebensmitteln herrschte; besonders fehlte es an frischer Butter. Schließlich brachte ihnen ein ganz eigenartiger Zufall Hilfe in dieser Not. Ein virginischer Landmann, der ihr trotz aller Bitten keine Butter abgelassen hatte, trat eines Tages von ungefähr in das Haus, welches die Generalsfamilie bewohnte, als die Generalin ihren Kindern gerade ein Lied vorsang. Der Amerikaner horchte auf und lauschte dann still dem Gesange. Als das Lied zu Ende war, bat er die Generalin, sie möge doch noch eines singen.

„Aber was giebst Du mir dafür?“ fragte sie im Scherz — und „Zwei Pfund Butter!“ war die sofortige Antwort. — Gern erfüllte die Generalin seinen Wunsch, und schon am folgenden Morgen erschien der Landmann wieder und brachte fünf Pfund Butter, aber auch seine Frau mit, damit diese ebenfalls den schönen Gesang höre, und von nun an mangelte es niemals mehr an frischer Butter und sonstigen guten Nahrungsmitteln.

Unter dem vielen Hin- und Herziehen war das Jahr 1780 herangekommen, in welchem die Generalin eines Töchterchens genaß, dem sie den Namen „Amerika“ gab. — Leider wurde diese Freude durch eine abermalige schwere Krankheit des Generals getrübt. Seine Gattin erzählt darüber:

„Er schlief unaufhörlich, und als ich ihm, was der Arzt verordnet hatte, darreichen wollte, bat er mich, ich möchte ihn doch schlafen und in Ruhe sterben lassen; denn es sei aus mit ihm. — Währenddessen kam der Arzt, und ich beschwor denselben, mir aufrichtig zu sagen, ob er noch einige Hoffnung habe?“ — „Ja!“ erwiderte dieser mit fester Stimme, und so wie er dieses „Ja“ aussprach, sprangen unsere drei ältesten Kinder, die wir gar nicht bemerkt hatten, und die vor Angst, daß des Arztes Urteil schlimm ausfallen würde, unter den Tisch gekrochen waren und sich die Ohren zugehalten hatten, plötzlich hervor, warfen sich zu des Arztes Füßen und küßten ihm die Hände. Das rührte den gefühlvollen Mann bis zu Thränen; er verdoppelte seine Bemühungen, und der Kranke wurde gerettet.“

Zur Freude über des Generals Genesung gesellte sich bald noch eine andere hocherfreuliche Ueberraschung: — der General wurde ausgewechselt!

Nunmehr begab sich die Familie wieder nach Quebec, welches unter englischer Oberherrschaft blieb. Dort verweilte sie, bis England im Jahre 1784 seine ehemalige nordamerikanische Kolonie als unabhängige Freistaaten anerkannte. Dann bestiegen sie das Schiff, das Land ihrer schweren Prüfungen zu verlassen und nach ihrer teuren Heimat zu segeln.

Allein auch diese Fahrt sollte für die Familie nicht glatt von statten gehen. In einer finsteren Nacht erhob sich ein fürchterlicher Orkan und zersplitterte den Hauptmast des Schiffes:

„Frühmorgens —“ so erzählt die Generalin — „ging ich in die Kammer, wo meine Töchter schliefen. Ich war unentschlossen, ob ich sie wecken oder nicht lieber in der glücklichen Unwissenheit unserer gefahrvollen Lage ruhig schlafen lassen sollte. Ich konnte mich aber doch nicht enthalten, in der bangen Ahnung, daß wir vielleicht alle umkommen würden, sie noch einmal alle leise zu umarmen. Als ich zu meiner Aeltesten kam, fand ich dieselbe bereits wach. Sie hatte aber keinen Laut von sich hören lassen, um mich nicht noch mehr zu beunruhigen. „Ach, welcher Sturm!“ sagte sie. — „Ist Dir denn dabei nicht angst, mein Kind?“ fragte ich. — „O ja!“ erwiderte die gute Tochter, „aber mein Trost ist, daß wir Sie zum wenigsten nicht überleben werden.“ — Diese wenigen Worte, welche mir so ganz des Kindes zärtliche Liebe und dabei die fromme Hingebung zeigten, rührten und stärkten mein Herz unbeschreiblich.“

Der Sturm hatte neben seinem Schrecken auch Gutes gewirkt, indem er das Schiff 14 Seemeilen in der Stunde vorwärts getrieben hatte, und ehe man sich dessen noch versah, erscholl der alle neubelebende Ruf: „Land! Land!“

Man sah die Kreideküste von England durch den Nebel schimmern, dann zerteilten sich die Nebelschleier, und vor ihren Augen breitete sich die Insel Wight aus. Im September landeten sie wohlbehalten in Portsmouth. Von da eilten sie nach London, setzten über das deutsche Meer bis Stade und langten endlich nach einer Abwesenheit von acht langen, bewegten und kummervollen Jahren, in denen sie ihren inneren Wert und ihre Tugenden so trefflich bewährt, wieder in der deutschen Heimat, Braunschweig, an.

## Laßt uns nicht ängstlich fragen.

Laßt uns nicht ängstlich fragen,
Ob wir von unserer Saat
Die Früchte schon selber ernten;
Wenn wir nur eines lernten:
Lohn ist die gute That!

Fürs and're laß den sorgen,
Der alles führt zum Heil;
Die Sonne muß wärmen und scheinen,
Am Ziel, am allgemeinen,
Hat jeder seinen Teil.

Was unsere Väter schufen,
Sie schufen's mit Müh und Beschwer,
Wir brechen die Frucht von den Zweigen,
Die sie uns gelassen zu eigen —
Den Vätern Preis und Ehr'!

So sollen auch unsere Thaten,
Wenn wir im Garten ruhn,
Den denkenden Enkeln sagen:
„Sie pflanzten in mühvollen Tagen,
Was uns're Ernte nun.“

Julius Hammer.




**Der Karlsruher Rheinhafen.** Die jüngste größere Schöpfung der unter thatkräftiger Leitung in stetem Aufschwung begriffenen badischen Residenzstadt ist der Rheinhafen. Die Geschichte seiner Erbauung reicht beinahe anderthalbhundert Jahre zurück, aber erst der Initiative der jetzigen Gemeindeverwaltung ist es gelungen, das Interesse weiterer Kreise an der Förderung der Schiffahrt auf dem Oberrhein und insbesondere für die Erbauung des Karlsruher Hafens wieder zu erwecken und die vielen Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich der Ausführung dieses großen Unternehmens entgegenstellten. Die Schiffahrt auf dem Oberrhein dient nicht nur den speziellen Interessen der zunächst in Betracht kommenden badischen Städte Karlsruhe und Kehl, sondern auch einem Landesinteresse, weil dadurch weite Gebiete des Vorteils billigerer Frachten für Massengüter teilhaftig werden und dies zweifellos einen Aufschwung von Handel und Industrie zur Folge haben wird. — Der Karlsruher Hafen liegt in der Rheinniederung westlich des Stadtteils Mühlburg; er erstreckt sich bis zum Fuße des Hochgestades und steht durch einen 1900 Meter langen Kanal in Verbindung mit dem Rhein. Die derzeitige Anlage besteht aus zwei Hauptbecken, dem Mittelbecken, dem Südbecken und einem kleineren Becken für den Petroleumverkehr. Die Vereinigungsstelle der drei Becken vor dem Uebergang in den Kanal dient als Schiffswendeplatz. Südlich der Mündung in den Rhein befindet sich vor der Einfahrt in den Kanal ein Vorhafen. Für die künftige Vergrößerung ist ein weiteres, zum Südbecken symmetrisch ausgebildetes Hafenbecken auf der Nordseite des Mittelbeckens in Aussicht genommen. Die Gesamtanlage des Hafens samt dem Kanal zum Rhein, den Dämmen und Verbindungswegen umfaßt eine Fläche von 135 Hektar. Die für den Hafenverkehr nutzbare Uferlänge beträgt 4500 laufende Meter, wovon 500 laufende Meter als Quaimauer ausgebaut sind. Für Lagerplätze und industrielle Anlagen stehen etwa 37 Hektar zur Verfügung. Die Gesamtwasserfläche der drei Hafenbecken samt dem Schiffswendeplatz mißt bei mittlerem Wasserstande ungefähr 19 Hektar. Durch die Ausführung des nördlichen Hafenbeckens kann die Uferlänge späterhin um ungefähr 1400 laufende Meter, die Nutzfläche um etwa 10 Hektar und die Wasserfläche um 7 Hektar vergrößert werden. Das Hafenplanum liegt 8,60 Meter über der Hafensohle. Zum Schutze der umliegenden Niederung gegen das Hochwasser des Rheins ist die gesamte Hafenanlage einschließlich des Kanals von Dämmen umschlossen, deren Krone 0,80 Meter über dem Hochwasser von 1882, somit 9,60 Meter über der Hafensohle liegt. Die Erdmassenbewegung zur Auffüllung des Hafenplanums und zur Herstellung der Dämme beläuft sich auf insgesamt 2,140,000 Kubikmeter. Den Landverkehr nach und von dem Hafen vermittelt eine Zufahrtsstraße vom Stadtteil Mühlburg her und ein Verbindungsgeleise von der Güterstation Karlsruhe-Westbahnhof. Im Innern des Hafengebietes selbst ist durch eine größere Anzahl von Straßen und durch ausgedehnte Geleiseanlagen für die Anfahrt von Land- und Eisenbahnfahrzeugen nach den Lande- und Lagerplätzen und durch Verlade-Einrichtungen und große Lagerräume für die Förderung des Umschlagverkehrs und die Lagerung der Güter Sorge getragen. Das Tage- und Brauchwasser des ganzen Hafengebietes wird durch ein Netz unterirdischer Kanäle abgeführt. Eine Fähranlage dient dem Verkehr zwischen dem südlich des Hafens gelegenen Ort Daxlanden und dem Gemarkungsteile dieser Gemeinde auf der Nordseite der neuen Anlage. Nach Westen zu verengt sich die Wasserfläche des Hafens und geht allmählich in den Kanal zum Rhein über. Der Kanal hat eine Sohlenbreite von 20 Metern mit durchweg zweimaligen Böschungen, so daß selbst bei niedrigem Wasserstande zwei große Schiffe sich daselbst begegnen können. Sämtliche maschinellen Einrichtungen zum Löschen und Laden wie zum Verholen der Schiffe und zur Bewegung der Güter — Kranen, Spille, Aufzüge u. dergl. — werden elektrisch betrieben; sie erhalten die Betriebskraft von dem nahegelegenen städtischen Elektricitätswerk, welches auch den Strom für die Beleuchtung der Hafenanlage liefert. (Schluß folgt.)

**Erzherzog Rainer von Oesterreich und Erzherzogin Maria Karolina** feiern am 21. Februar d. J. das Fest ihrer goldenen Hochzeit. Einmal sind fünfzig Jahre im Ehestand ja immer eine interessante Thatsache, dann ist es zum erstenmal, daß in der habsburgischen Familie eine goldene Hochzeit gefeiert wird (die höchste Zahl der Ehejahre — 48 — haben im Hause Habsburg bisher Erzherzog Franz Karl und Erzherzogin Sophie, die Eltern Kaiser Franz Josephs, erreicht) und endlich erfreuen sich die greisen Jubilare in Oesterreich ganz besonderer Popularität. Erzherzog Rainer, der 1827 geboren wurde, ist Feldzeugmeister und Oberkommandant der Landwehr. Seine Gemahlin, eine Tochter des 1847 gestorbenen Erzherzogs Karl, wurde 1825 geboren.

**Das neue Fernheizwerk in Dresden.** Ein ganz merkwürdiges Bauwerk führen wir unseren Lesern mit dem Bilde des neuen Fernheizwerkes in Dresden vor. Dasselbe versorgt das kgl. Schloß, die kgl. Oper und das neue Polizeipräsidialgebäude mit Wärme und zwar sind die für die Leitung unter den Straßen (teilweise im Hochwassergebiet!) angelegten Kanäle nicht weniger als 1 Kilometer lang. Vom architektonischen Standpunkt aus ist auch der Versuch, die hohe Esse als Turm auszubilden, besonders bemerkenswert. Sie stört so nicht das architektonische Gesamtbild des Stadtteils, sondern fügt sich harmonisch in dasselbe.

**Kartenhäuser.** Luftschlösser und Kartenhäuser sind keine reellen Bauten; sie stürzen gar bald ein, und hinterlassen zerstörte Hoffnungen. Sie zählen zu den Seifenblasen im menschlichen Leben. Wer auf sie seine Pläne stützt, der erlebt stets eine bittere Enttäuschung. Mit vieler Mühe hat Dora ihr Kartenhaus bis zum ersten Stock erbaut; wie sie aber das Dach darauf setzen will, stürzt es jedesmal zusammen. Doch sie verliert nicht die Geduld und fängt den Bau stets wieder von neuem an. Würde sie, anstatt sich ganz dieser Arbeit zu widmen, lieber ein wenig ihren schlimmen Bruder betrachten, dann könnte sie sehen, wer es ist, der ihr ihr Werk vereitelt. Die größte Geduld und der größte Fleiß nützen oft nichts, „wenn man nicht weiß, woher der Wind weht.“ St.



**Denkmal für Joh. Strauß auf dem Centralfriedhof in Wien.**

Photographie von R. Lechner (Wilh. Müller) in Wien.

Das Grabdenkmal für Johann Strauß gehört zu jenen Denkmälern, an denen auch der Kunstfreund aufrichtige Freude haben kann. Es ist eine reizende Schöpfung, die auch dem Wesen des Mannes, zu dessen Gedächtnis es errichtet wurde, vollkommen gerecht wird. In einem 4 Meter hohen Felsen aus weißem Marmor erblickt man medaillonförmig das Bild des Meisters. Eine liebliche Frauengestalt, deren Gesichtchen fürs Lachen geschaffen scheint, während jetzt doch der Ausdruck tiefer Wehmut darauf ruht, lehnt am Fuß des Felsen. Ihre rechte Hand rührt an die Saiten einer Leier, die linke ist auf eine Urne gestützt, aus der das Wasser niederrieselt. Man denkt an die „blaue Donau," an das „Donauweibchen". Zu Häupten der Figur ist aus dem Felsen reliefartig eine Kindergruppe herausgemeißelt. Zwei der Kleinen wiegen sich im Tanz — man glaubt eine der graziösen Weisen des Walzerkönigs zu hören. Eine Fledermaus über dem Kopfe des Meisters erinnert an die populärste seiner Operetten. Das Denkmal wurde von dem Wiener Bildhauer Johannes Benk geschaffen und am 24. Oktober v. J. enthüllt.




**Ein Menschenkenner.** Kellner: „Dieses Paar dürfte sich eben auf der Hochzeitsreise befinden!" — Wirt: „Glauben Sie?" — Kellner: „Der Mann hat die Speisen bestellt!"

**Vorschlag zur Güte.** Junge Frau (nach dem ersten Streit in der Ehe): „Und damit so etwas nicht mehr vorkommt, lieber Viktor, schlage ich vor: Sind wir gleicher Meinung, hast Du recht, sind wir aber verschiedener Meinung, habe ich recht!"

**Doppelsinnig.** Dame: „Wissen Sie, Herr Doktor, auf der ganzen Soirée war kaum eine häßlichere Dame als Frau Lehmann." — Herr: „Aber, Frau Neumann, Sie vergessen sich."

**Eine „pfiffige" Erfindung.** Den Fremden, welcher Peking besucht, berührt es eigentümlich, wenn er ein Pfeifen in den Lüften vernimmt, dessen Ursache er nicht ergründen kann. Es handelt sich da um eine Erfindung, die den Chinesen aus arger Verlegenheit geholfen hat. Für Tauben hegen die Chinesen eine große Verehrung; andererseits aber dürfen sie die Raubvögel nicht ausrotten, denn die Straßen ihrer Hauptstadt sind beständig voll von Unrat, und die Menschen bekümmern sich nicht um dessen Entfernung und die Polizei sorgt nicht für Reinigung. Nun fassen aber Adler und Geier nicht blos Abfälle, sondern auch Tauben, und dies zu verhindern, erfanden die schlauen Chinesen eine leichte Schilfpfeife, welche an den beiden mittelsten Schwanzfedern der Tauben dauerhaft befestigt wird, den Vögeln keinerlei Beschwerde verursacht und laut ertönt, sobald sie die Luft durchschneiden. Eine mit dem Chao—tse — so heißt die Pfeife — ausgerüstete Taube aber wagt der Raubvogel nicht anzugreifen. K.

**Ein Wohlthäter seiner Vaterstadt.** Der Geistliche Martin Rinckart, der Dichter des allbekannten herrlichen Kirchenliedes „Nun danket alle Gott," war ein ungemein edelmütiger, pflichterfüllter Mann. Um seine Vaterstadt Eilenburg machte er sich zur Zeit der Pest und Hungersnot 1632 außerordentlich verdient, er brachte seiner Gemeinde unzählige Opfer reinster Menschenliebe, aber noch mehr that er für die unglückliche Stadt, als am 21. Februar 1639 der schwedische Oberstleutnant von Dörfling die Summe von 30,000 Thaler den Eilenburgern durch die Drohung zu erpressen suchte, daß im Fall die Summe nicht aufgebracht würde, sämtliche Bürger mit weißen Stäben herausgehen sollten. In dieser großen Bedrängnis wagte Rinckart eine Fürbitte, jedoch vergebens. Mit abschlägiger Antwort kehrte er aus Dörflings Quartier zurück; durch die Verweigerung jedoch nicht entmutigt, sprach er zu der ihn begleitenden Bürgerschaft, die eines Religionslehrers würdigen Worte: „Kommt, meine lieben Kirchkinder, wir haben bei den Menschen kein Gehör noch Gnade mehr, wir wollen mit Gott reden!" Hierauf ließ er zur Betstunde läuten, das von dem ehemaligen Wittenberger Generalsuperintendenten Paul Eber verfaßte Lied: „Wenn wir in höchsten Nöten sein" wurde angestimmt und Rinckart selbst sprach knieend das Vaterunser nebst mehreren anderen Gebeten. Die Schilderung dieses rührenden Zuges von Frömmigkeit stimmte bereits die schwedischen Befehlshaber um, sie setzten ihre Forderung auf 8000 Thaler herab. Da aber die Eilenburger auch diese Summen nicht aufbringen konnten, begnügten sich die Schweden einstweilen mit 400 Gulden, teils an barem Gelde, teils an einem silbernen Kelch und einer Kanne aus der Kirche, nach anderen Nachrichten mit 1805 Thalern, und nahmen wegen des Rückständigen eine Schuldverschreibung an. Ja, als Rinckart nochmals seine flehentliche Fürbitte wiederholte, ließ Dörfling auch von dieser Forderung noch 2000 Gulden nach. Rinckart hatte sein Gottvertrauen nicht getäuscht, die Stadt Eilenburg war aus der äußersten Not gerettet.




**Bestes Mittel gegen Wanzen.** Man koche Alaun mit Wasser und pinsele damit die Bettstellen, und jeden Platz, wo sich diese unliebsamen Tiere finden.

**Gedämpftes Ochsenschweifstück.** Ein schönes Schweifstück wird geklopft und einige Tage in den Keller gestellt. Nun wird es mit einem Stückchen Butter, Salz, einigen Pfefferkörnern, Petersilie, Zwiebel, einer Gelbrübe und einigen Löffeln Fleischsuppe in einem Tiegel zugesetzt, zugedeckt und an beiden Seiten schön gelb angebraten. Man gießt, wenn das Fleisch keine Brühe mehr hat, immer ein wenig Fleischsuppe nach, und läßt es so fortdünsten, bis es weich ist. Vor dem Anrichten streut man etwas geriebenen Parmesankäs in die Sauce, läßt sie noch einmal aufkochen, richtet das Fleisch in die erwähnte Schüssel, giebt ein wenig Brühe darüber und garniert es mit gebackenem Kohl.

**Topfpflanzen** müssen zur Beförderung des Wachstums nun regelmäßig in der Woche ein- bis zweimal gedüngt werden, es geschieht dies fast ausschließlich nur auf flüssigem Wege; wir empfehlen Hornspäne, mit Wasser übergossen (geben nach vierzehn Tagen einen den ganzen Sommer hindurch zu gebrauchenden Düngerguß). Dung von Geflügel ist sehr scharf, muß mit viel Wasser vermischt verwendet werden, Blut- und Fleischwasser von der Küche ist gleichfalls ein mildes Dungwasser, hat aber den Nachteil, daß sich oft in der Erde kleine Maden in Unmenge bilden. Jauche verdünnt, wirkt auch gut, auch Seifenwasser, wogegen Kaffeesatz so wenig düngt, wie Sägemehl.

**Kitt zum Verbinden von Messing mit Glas oder Porzellan** erhält man, wenn man zwei Teile Hausenblase in der achtfachen Menge Wasser erweicht, dann das Wasser abgießt und die Hausenblase durch 8 Teile 96proz. Alkohol (im Wasserbade) und die Lösung durch Leinwand filtriert. In einem zweiten Gefäße löst man 1 Teil Mastix in sechs Teile Alkohol, setzt $^1/_2$ Teil Chlorammonium hinzu und bringt beide Lösungen in warmem Zustand zusammen. Beim Verkitten werden Porzellan und Metall leicht angewärmt, ebenso der Kitt, um ihn dünnflüssig zu machen. Das Trocknen des Kitts erfordert einen halben Tag. Der Kitt ist unzerstörlich und wird mit der Zeit immer haltbarer. Da der Kitt durch Verdunsten des Alkohols allmählich dickflüssig wird, setzt man zuweilen von frischem Alkohol zu.

### Rösselsprung.

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | ge= | ge= | mir | glück= | pflück= | o= | |
| am | ast | ge | en | nuß | pflau= | die | wir |
| rin= | un= | nicht | li= | nur | sich | be= | der |
| rum | luft | der | gleich | stimmt | reich | me | pfir= |
| zollt | von | chen | tes | o= | der | den | der |
| sind | da= | bau= | dem | wert | ge | sei's | zweig |
| bens= | dir | mahl | arm | leich= | der | o= | din= |
| wiegt | gleich | le= | me | arm | der | mein | reich |

Heinrich Vogt.

### Homonym.

Nach meinem Eisenrücken
Wird mancher Schlag gethan.
Zart wirst du mich erblicken
Als inneres Organ. Falck.

### Charade.

Die Erste schwingt sich auf, schwebt in der Luft,
Die Zweit' ist schwarz und schweigsam wie die Gruft.
Das Ganze lenkt dein Denken gern zurück
An sel'ger, längst entschwundner Jugend Glück.

### Rätsel.

Wer es sucht, dem frommt's nicht immer,
Wer es hat, bekommt's nicht immer,
Wer's behält, der hat's nicht immer,
Bei der Nacht hat's Platz nicht immer,
Wer's verdreht, der hat es nimmer;
Thor, der meint, er hab' es immer.
Ist's recht alt, so taugt's nicht immer,
Doch, verjüngt wird's oft noch schlimmer;
Wer es festhält, läßt ihm immer
Freien Lauf und hemmt es nimmer;
Wer es spricht, der spricht's nicht immer.
Doch, wer's biegt, der bricht es immer.

Karl Staubach.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

### Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Anagramms: Abel, Elba; Des Rätsels: Ring, Häring.
Des Arithmogriphs: **B**rialmont, **R**otti, **I**mmi, **A**ltona, **L**immat, **M**armor, **O**ran, **N**orma, **T**imor.



Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.